

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 274.

Donnerstag, 6. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die jungen Mädchen.

Auf dem Garten, dem grünen Berggründen im Süden von Bern, wurde ein Schwarm junger Mädchen spazieren geführt. Man sah sofort, daß sie einer Führung unterlagen: an der Spitze der Gesellschaft schritt eine gebietende weibliche Gestalt in Silbergrau mit einem Gesicht von freundlicher Strenge, ein kleines Mädchen an der rechten Hand, mit dem sie sich bunt durcheinander auf deutsch, englisch, französisch und italienisch unterhielt, zuweilen die Vokabeln fortgerierend, und das Grammatische richtigstellend, wobei sie gewöhnlich den Zeigefinger ihrer Linken wie ein Warnungszeichen in die Luft streckte. Hinterher, am Ende der Kolonne, gewissermaßen Queue bildend, wandelte ein zweites erwachsenes Fräulein, sommerprossig, von britischem Typus, mit mächtiger horngefaßter Brille, gleichfalls ein kaum flügge gewordenes Bäckfischchen an der Hand, dem sie in englischer Sprache mit irischem Anklang etwas Kunstgeschichtliches aus der Gotik erzählte. Zwischen diesen beiden Kommandogewalten bewegte sich, durchaus militärisch zu zweien geteilt, die Kompanie einer jener weiblichen Kadettenanstalten, die zumal in der Schweiz üppig wie die Wiesenblumen auf den Bergmatten blühen, und die man englisch boarding-school und deutsch (auf französisch) Pensionate zu nennen pflegt, weil Junge-Damen-Erziehungsinstitut zu lang und Schülerinnenstift zu unbedeutend klingt für diese auf viel mehr als den Lehrstuhl allein abgestimmten Einrichtungen.

Auch in dem Mädchenheim der Madame Lorain huldigte man den Grundrissen, die vor länger als dreißig Jahren die Begründerin als Magna charta ihrer ausgezeichneten Pädagogik festgelegt hatte. Das war eine Deutsche gewesen, eine Baronin Wiepersdorff, und als Madame Lorain die Anstalt übernahm, hatte sie anfänglich daran gedacht, den Namen ihres Instituts abzuändern. Nach klüglicher Überlegung beließ sie es jedoch bei dem alten Namen, der doch auch schon einen gewissen — wie sie sich ausdrückte: „völkerumfassenden“ — Weltruf hatte. Sie versäumte daher auch nie, in ihren Inseraten und Programmen auf diesen Weltruf hinzuweisen. Es hieß da immer: „Gegründet 1895 von Agnete Baronin Wiepersdorff, geleitet von Andrée Lorain“, und weiter in den verschiedensten stilistischen Abwandlungen: „Vornehmstes Jungmädchenheim, glänzende Referenzen aus allen Ländern, Partovilla, Sprachstudien, Musik, Tanz, sportliche Körperschulung, Anstandslehre“ — einmal verzirrte sich sogar der Ausdruck „Gemütskultur“ in diese Anzeigen, unter dem man sich, wenn man wollte, eine Reinzüchtung der Seele, eine intensive innere Entrohnungsarbeit oder auch etwas anderes vorstellen konnte.

Die wissenschaftliche Fortbildung im Institut ging in einer Sonderklasse bis zum Lyzealabschluß, beschränkte sich im übrigen auf Spracherlernung für den Umgangston, worunter man eine ungehemmte Flüssigkeit in der sogenannten Konversation verstand, auf Literatur- und Kunstgeschichte, auch auf allgemeine Geschichte in weitgezogenen Umrissen, immerhin so, daß man nicht Karl den Großen mit Karl dem Fünften verwechseln konnte und ungefähr wußte, in welchem Jahrhundert die Schlacht bei Sempach geschlagen worden war. Das genügte ja auch für das Leben. Außerdem tändelte man mit Hand- und Gartenarbeiten, versuchte sich auf etwas abenteuerliche Weise in der Küche unter der Obhut der immer strahlend vergnügten diesen Vorsteherin dieses Wirkungskreises, lernte sämtliche modernen Tänze und trieb eifrig Sport. Die Gymnastiklehrerin, Fräulein Hanna Niedermair, war der Liebling der Mädchen, eine magere Süddeutsche mit einem scheinbar knochenlosen Körper, den sie auf eine erstaunliche Art wie eine Schlängendame zu behandeln verstand. Auch turnte sie ausgezeichnet an Red und Barren, kletterte fabelhaft, sprang wie eine Wildkatze, kannte alle Geheimnisse des Jiu-Jitsu, den einzigen Boxsport, den sie bei ihren jungen Damen für annehmbar hielt. „Training“ war ihr drittes Wort, und schon deshalb eiferte man ihr nach, weil man hier noch der Ansicht war, daß die schlante Mediceische Venus viel mehr das Schönheitsideal der weiblichen Jugend sein müsse als die wohlbeleibtere Knidische. Es versteht sich, daß auch ein Fechtmeister da war, ein fehniger Mann, der so aussah, als stehe er ständig im Begriff, zu einem Tempostoß auszulegen, und der an jedem Donnerstag erschien, um die Mädchen alle Feinheiten der Florettkunst zu lehren. Natürlich geschah auch das nur zur Erhöhung der körperlichen Kraft- und Spannkraft, und der Federung von Muskeln und Sehnen, nicht etwa auf die Möglichkeit eines Zweikampfes hin. Damenduelle gab es ja kaum noch — Helal Eineli, die kleine Perserin, besaß zwar einen Jagatan, mit dem sie zuweilen herumfuchtelte, wenn sie genedt wurde, aber das alte Ding war völlig stumpf geworden, seit Jutta Döhler die Waffe einmal benutzt hatte, um beim Küchen dienst damit einen geräucherten Schinken zu zerschneiden. Reitunterricht erteilte ein ehemaliger Offizier der Milizarmee auf gemieteten Pferden, nur Sylvia Barreiro besaß einen eigenen Gaul, sie war die reichste, hatte sogar in einer Garage nebenan ein hübsches kleines Auto, das sie indes nur Sonntags benutzen durfte und nie auf Bergwegen. Hinzugefügt sei, daß die Mädchen auch sonst jede Art von Bewegungssport trieben, zumal in den sogenannten Halbfrieten. Das ganze Institut übersiedelte nämlich im Sommer wie im Winter auf je vier Wochen in einen Höhenort. Das war immer die herrlichste Zeit des Jahres, vormittags hatte man drei Stunden Unterricht, und dann war man frei für den Tennisplatz und das

Bergkugeln, für Schwimmen, Angeln und Rudern, und in den kalten Monaten für allerhand Eisspiele, für Curling und Hockey, für Ski, Rodeln und Bobfahren.

Das muß alles gesagt werden, um den Weltruf des Pensionats Lorain in das richtige Licht zu rücken. Es war ein Erziehungsinstitut für junge Damen, die in der „Gesellschaft“ leben wollten, in einer Gesellschaft, die durchaus Wert auf das Äußere legte, nicht allein auf volle Beherrschung des Umgangstons, sondern auch auf hygienische Pflege ohne Puder, Schminke, Lippenstift und ähnliche Dinge. Aber man hielt zugleich auf das, was Madame Lorain „Gemütskultur“ nannte, auf die Gewöhnung zur Unbesorgtheit, auf seelische Freiheit, fröhliche Kameradschaft. Man nahm in dieser Kleinwelt der Jugend alles nicht sehr ernst und schob das Moralnützliche nicht unter das Mikroskop; man huldigte einer bequemen Philosophie des Kommenden und ließ ein frisches Glück sich austoben, weil man wußte, daß es doch nicht lebenslang haften bleiben würde. Und auch das hatte seinen Wert; es gab keine Knurrigkeit in diesem Haus, aber viel Lachen, keine winkelhockende Trübseligkeit, aber viel heitere Gesichter, und kein Nachtgespinnst, sondern nur Morgenröte.

Die Mädel schritten also daher, wie es die Vorschrift wollte, sie waren mit der Seilbahn zum Gurten hinaufgefahren und sollten sich nun die Sonne in die Gesichter scheinen lassen, ohne Furcht vor einer Verhässlichung des Teints. Man hatte die Alpenkette zur Rechten, die Gipfelwand des Stockhorns, den Zura mit ausblühenden Teilen des Neuenburger Sees, die Freiburger und die Unterwaldner Berge bis zum Pilatus, aber alle diese Schönheiten der Natur sah man alle Tage, da schwachte man lieber, flüsterte, kicherte leise, lachte laut und freute sich auf das Kaffeehaus, wo man haltmachen wollte.

Jutta hatte ihre Freundin Hede von Stetten an ihrer Seite und redete mit etwas verhängter Stimme eifrig in sie hinein.

„Wenn du es mir nicht erzählen willst, so laß es bleiben“, sagte sie unwirsch. „Ich frage dich nicht aus. Aber ich laß es mir nicht nehmen, du bist heute nicht so wie sonst. Hast du eine unangenehme Nachricht bekommen?“

„Ja“, erwiderte Hede und schwieg wieder. Jutta brummte, aber sie war doch zu neugierig, um still zu bleiben. „Einen Brief?“ fragte sie.

„Ja, einen Brief.“

Es bligte in den unruhigen Augen Juttas. „Von daheim? Herrgöttele, Hede, so mach doch den Mund auf!“

Die hübsche blonde Kleine schüttelte den Kopf. „Nicht von Hause“, sagte sie, „vom Onkel — von dem, der mich heiraten möchte. Er ist total verrückt.“

„Ach herrje!“ rief Jutta. Nun war sie im Bilde. Hede Stetten war heimlich verlobt — nein, heimlich versprochen, ganz heimlich verliebt in einen Regierungsassessor, der auf Beförderung wartete. Viel Geld hatten beide nicht, aber es war da ein noch leidlich jugendlicher Onkel, ein Hamburger Großkaufmann, nicht übel von Ansehen bis auf eine vergrühte Glaze, sonst ein eleganter, schwerreicher Herr, der war gewaltig hinter Hede her, und ihre Eltern schimpften, weil sie den „Krämer“ nicht haben wollte.

„Total verrückt“, wiederholte sie, „Jutta, ich bitte dich, ich bin eben achtzehn geworden, und er muß an die Vierzig sein, passen wir denn da zueinander?“

„Warum nicht? Der Altersunterschied ist nicht das Maßgebende. Mama war dreimal verheiratet, ihr letzter Mann war sogar ein Jahr jünger als sie, und mit dem, hat sie mir mal erzählt, sei sie am glücklichsten gewesen. Es war ein Graf Caplus, ein Künstler, ich kenne ihn gar nicht, aber Mutter schwärmt manchmal noch von ihm.“

„Hat sich aber auch von ihm scheiden lassen, nicht wahr?“ „Ja, gewiß! Das Scheidenlassen ist bei Mama zur Gewohnheit geworden. Das ist eine Sache für sich. Die Eigenheiten der Menschen muß man respektieren. Ihr erster Mann, mein Vater, war ihr zu eifersüchtig, der zweite zu langweilig, und mit dem Grafen Caplus hat sie nur drei Monate zusammengelebt. Sie wurden

auf einer Weltreise miteinander bekannt, in Kairo ließen sie sich trauen, und in Honolulu gingen sie schon wieder auseinander.“

„Ich denke, das war die glücklichste Ehe deiner Mutter?“

„Behauptet sie! Vielleicht, weil sie bloß zwölf Wochen gedauert hat. Es gibt ja auch ein komprimiertes Glück.“

Hede wurde wieder vergnügt. „Weißt du, Jutta“, sagte sie, „ich freue mich, deine Mutter kennenzulernen, sie muß doch eine originelle Frau sein.“

„Das ist sie, urwüchsig, selbstfroh, eigenartig, von entzündendem Wesen, auch in ihrer Launenhaftigkeit, und so rastlos, daß sie es auf einem Fleck nie lange aushält. Ihre Liebe zu mir ist auch immer nur eine Wirkung in die Ferne. Da ist der Papa anders. Es wird, fürchte ich, noch einen gelinden Krach geben, wenn es sich darum handelt, bei wem ich nach meiner Entlassung aus der Pension bleiben soll.“

„Vielleicht heiratest du auch bald.“

„Wen denn? Vorläufig hat sich noch keiner gemeldet. Einer hat mir einmal einen Kuß gegeben. Hede, ein ganz fremder Mann!“

„Ein Wildfremder?“ fragte Hede. „Wie kam er denn dazu? Ich bitte dich, ein Fremdling!“

„Natürlich war es eine Unverschämtheit, aber doch auch wieder eine ganz niedliche. Also, denke dir, im Mai so ungefähr — ja, im letzten Mai war es, da wollten wir zu vierten ins Kunstmuseum gehen, Helal, Sylvia, Berten Gries und ich, und hatten uns untergefaßt und gingen in der Waisenhausstraße nebeneinander —, und da kommt uns ein Herr entgegen, bleibt vor uns stehen und fragt: „Darf ich diese Phalanx durchbrechen? Ich möchte auch gern auf dem Bürgersteig bleiben“, und grinst dazu. Und Berten Gries, die ist immer vorneweg mit dem Mäuschen — also, die ruft: „Wagen Sie nur einen Angriff, mein Herr, wir werden Sie umzingeln und gefangennehmen!“ Ihre Lustigkeit steckte uns an, wir wurden übermütig, bildeten einen Kreis um ihn, und er stand in der Mitte und kam nicht heraus. „Ergeben Sie sich in Ihre Hilflosigkeit, dann lassen wir Sie frei“, rief Berten wieder — und da sagte er: „Nein, ich gehe zur Offensive über!“ — und im selben Augenblick, eh' ich mich's versehen konnte, packt er mich und drückt mir einen dicken Kuß geradezu auf den Mund. Nun kreischten die andern, und die Flucht ging los — und ich wischte mir über die Lippen, schrie „Pfui Teibel!“ und flüchtete mit, und der Mensch lachte hinter uns her. So etwas passiert.“

Hede war nachdenklich geworden. „Geschmeckt hat dir der Kuß wohl nicht?“ fragte sie.

„Ich kam gar nicht auf den Geschmack, Hede“, erwiderte Jutta achselzuckend, „weil ich so erschreckt war. Aber es ist komisch: ich hätte den Herrn ganz gern noch mal wiedergesehen — der Gedanke ist mir erst nachher gekommen, und er ist auch ein Beweis dafür, daß — wie soll ich sagen? — daß es Küsse gibt, die in der Erinnerung bleiben.“

„Und in der Entrüstung — bist du nicht rot geworden in deinem verletzten Schamgefühl?“

„Ne, ich glaube nicht, ich hatte gar keine Zeit dazu. Hede, das ist psychologisch oder physiologisch oder wie du sonst willst, höchst interessant: nachträglich hat mir der Kuß sehr gut geschmeckt. Verstehst du, es war ein pikanter Nachgeschmack.“ (Fortsetzung folgt.)

Oktobertag.

Der Mittag brennt in farbenbunter Glut,
Durchglänzt von Herbstlaub und von späten Blüten.
Und windlos silberblau der Himmel ruht,
Das kurze, abschiedsnahe Glück zu hüten.
Schnell wachsen Schatten, und der Abend kühlt.
Wie Blut tropft Sonnenrot auf Stoppelfelder.
Als ob er schon des Nachsturms Drohung fühlt,
Steht schwarzgedrängt der Heerbann stummer Wälder.
Und von Vergehn ein Hauch streift übers Land,
Das unter fahlem Dämmerlicht erschauert;
Es ahnt des Frostes kalte Würgehand,
Die griffbereit im Sternendunkel lauert.

Heinrich Heis.

Krise des Lebens.

Skizze von Dorothea Hollay.

Wer ihn gehen sah mit dem alten Hut, dem schätzbaren Rucksack und den ausgefahrenen Stiefeln, mochte sich Gedanken darüber machen, auf welche Weise dieser Mensch mit dem fluggeknittenen Gesicht und der makellosen Gestalt so sinken konnte, daß er mit dem vollkommensten Bettler in Wettbewerben hätte treten können. Und in der Tat war es ja auch etwas höchst Seltsames, daß einer, der in wohlgeordneten Verhältnissen lebte, der Frau und Kinder sein eigen nannte und über Haus und Garten verfügte, sich über Nacht aufmachte, um seinen angesehenen Beruf mit dem eines Landstreichers zu vertauschen, und seiner Frau nur einen kurzen Gruß hinterließ: Er könne nicht anders; sie möge ihn verstehen.

Nein, er hatte nicht anders gekonnt. Sein Leben war auf dem toten Punkt angekommen, es gab kein Vor, kein Zurück — hier half nur Gewalt. Zu seinem Beruf fand er keine Fühlung mehr, die Wärme der Familie war Gewohnheit, Besitz ererbte Selbstverständlichkeit. Sein Ich, die Seele, lag verschüttet, der Saß im Blut war so schwer, daß Sehnsucht und Phantasie sich nicht mehr regen konnten. Diese Erkenntnis erschütterte ihn. Gewalttätige Loslösung vom Gegenwärtigen war die einzige Hoffnung auf Rettung.

Er nahm die ältesten Sachen, natürlich; er wollte sich in nichts von denen unterscheiden, die diesen Schritt, den er soeben tat, schon vor ihm getan hatten: den Schritt in die große Unpersönlichkeit. Anfangs ging er wie ein Gezeichnete mit niedergeschlagenen Augen — nach und nach gewöhnte er sich an die blinde kumpfer Reugier, an Staub und Regen und an die Sprache seiner sonderbaren Weggenossen. Das länglichste Wahl erschien ihm Genuß, und er glaubte sich auf dem richtigen Wege, um sich selbst wiederzufinden. Das ging eine Zeit ganz gut so, aber dieser Mann hatte sehr viel überschüssige geistige Kraft, und da begann der Zwiespalt. Es drängte ihn nicht, den Bergen und Blumen Predigten zu halten, auch lag ihm nichts daran, seine Gedanken zu Papier zu bringen; er wollte wirken. Wollte den eigenwilligen Strom seiner Persönlichkeit in andere Seelen lenken, die Wirkungen beobachten, verbessern. Aber zu wem sollte er sprechen? In törichter Not fragte er seinen neuen Bruder: „Wie kamst du auf diesen Weg? Erzähl mir von deinem Leben.“ Der sah ihn schief an: „Geht dich einen Dreck an!“ Oder er half der Holzschleierin den Karren über den Graben schieben, trug ihr das Kind ein Stück des Weges und sagte: „Habt Ihr genug zu essen zu Hause?“ — „Bestimmt nicht weniger als Ihr“, entgegnete sie. Oder er sah den Zigeunern am Waldband zu und lauschte dem Weigenspiel eines Knaben. „Würdest du sie mir schenken?“ fragte er in ungeschicktem Scherz. Der schrie in fremder Sprache, lief in den Bestwagen und man beschimpfte ihn.

Nein, es war nicht das Nützliche. Man verstand sich nicht, es gab keinerlei Berührung. Sein Verlangen, Worte und Gedanken mit einem ihm wahrhaft gleichgesinnten Menschen zu tauschen, wuchs von Tag zu Tag. Immer inbrünstiger schweiften sein Denken zu Frau und Kindern zurück, zu seinen Kollegen und Freunden. Und die Einsamkeit der Wälder, die Endlosigkeit der Landstraße bedrückten ihn. Er empfand die Fülle der Freiheit ebenso lastend wie das Bewußtsein, abgeschnitten zu sein vom lebendigen Körper seines deutschen Volkes, losgelöst von dem großen geheimnisvollen Muß, das ihn zuvor gequält hatte. Noch tagelang hielt er sich tapfer, kam sich aber elend und überflüssig vor. Und als er in einem Vorgarten eine Mutter mit ihren Kindern spielen sah und aus dem Fenster die bekannte Stimme des Ansagers vom Rundfunk vernahm, kloß ihm das Blut durchs Herz, und er erkannte: Es gibt nur einen Weg. Nach Hause!

„Liebste Frau“, sagte er und lugte ihre Hand, „es kommt mir zurück, der nicht fand, was er suchte, aber der es nun, heimkehrend, gefunden hat. Ich bringe eine große Weisheit mit, nämlich die, daß es mit dem sogenannten Alltag eine sehr magische Verwandnis hat, daß er nämlich letzten Endes unsere Heimat ist und unsere Ruhe. Familie und Beruf — geeignet sei, wem das Geschick beides gab. Das Blut, so schneidend es sein mag, drängt in feste Form, und das meiste, was wir alltäglich nennen, ist in Wahrheit voller Bedeutung und Wert, am meisten aber dieses ...“ Er legte den Arm um seine Frau und führte sie an die Betten seiner Kinder: „Sieh, hierdurch sind wir an die Zukunft gebunden, und das ist der Sinn alles Seins. Denn ich habe erkannt, daß der sich selbst verliert, der sich aus der Flut der Zeit als Einzelwesen herausheben will. Wir sind Glieder einer Kette, nichts anderes, und als solche wollen wir uns stark erhalten. Und nun sei gut zu mir, geliebte Frau. Es war auch für mich nicht leicht.“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals: „Völer Ausreißer, das packt jeden einmal, glaub's nur. Und muß überwinden werden. — Aber den Vollbart, den läßt du dir morgen wieder annehmen, ja? Oder gehört der auch zu der großen Weisheit?“ „Nein, der gehört nicht dazu“, erwiderte er froh. Und dann schenkte sie das Licht über den Betten der Kinder.

Die Grenze.

Von Jo Hanns Köster.

Der Nordexpress näherte sich der Grenzstation. Sie sah auf die Uhr. Dann stand sie auf, nahm ihren kleinen roten ledernen Koffer aus dem Gepäck und trat auf den Gang.

„Darf ich Ihnen das Fenster öffnen, gnädige Frau?“ Sie drehte sich erstaunt um. Ein Herr stand vor ihr. Rasche ein wenig verlegen.

„Verzeihen Sie meine vielleicht etwas aufdringliche Hilfsbereitschaft“, sagte er, „aber seit Paris warte ich auf eine günstige Gelegenheit mit Ihnen bekannt zu werden.“

„Und das Fenster soll Ihnen dazu verhelfen?“ „Ich hoffe es, gnädige Frau.“ — Sie schweig. Sah aus dem Fenster. Der Zug verlangsamte seine Fahrt. Plötzlich drehte sie sich um.

„Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweisen?“

„Mit Vergnügen.“ — „Dann nehmen Sie bitte diesen kleinen Koffer und legen Sie ihn zu Ihrem Gepäck. Ich muß auf der nächsten Station einige Depeschen ausgeben und möchte mich daher nicht mit der Zollrevision aufhalten. Ich habe sonst nichts mit, als diesen Koffer, der einige Toilettegegenstände enthält. Wollen Sie also bitte diesen Koffer als Ihr Eigentum erklären, damit ich in der Zwischenzeit meine Angelegenheiten regeln kann?“

Der Herr nahm den Koffer entgegen und trug ihn in sein Abteil.

„Legen Sie ihn bitte hinter Ihren großen Koffer“, bat sie, „vielleicht haben wir Glück und er fällt nicht auf. Ich habe es nicht gerne, wenn an der Grenze fremde Menschen meine Sachen durchwühlen.“

Der Herr kam ihrem Wunsche nach. „Ist es Ihnen so recht?“

„Ja“, lachte sie, „ich danke Ihnen.“

„Im Gegenteil. Ich habe Ihnen zu danken, gnädige Frau, für Ihr Vertrauen“, beugte sich der Herr zu ihrer Hand und küßte sie leise.

Der Zug lief auf der Station ein. Der Herr ging in sein Abteil zurück. Als der Zug endlich hielt, stieg die Dame schnell aus, lief über den Bahnsteig und eilte zur Sperre.

Ein Beamter hielt sie auf. „Ihren Paß, gnädige Frau.“ — Sie öffnete ihre Handtasche und hielt den Paß nachlässig hin. Der Beamte faltete ihn sorgfältig auseinander. Vergleich Bild und Unterschriften. Dann drehte er sich um und gab ein unauffälliges Zeichen nach hinten.

„Ist mein Paß nicht in Ordnung?“

„Doch, gnädige Frau“, der Beamte gab den Paß zurück, „danke sehr.“ Sie eilte durch die Sperre. Plötzlich standen zwei Herren vor ihr.

„Anette Anet?“ grüßten sie. — „Ja, Sie wünschen?“

„Bitte, folgen Sie uns unauffällig, Kriminalpolizei.“ Sie versuchte zu lächeln. „Ich verstehe nicht ...“

Sie traten in einen kleinen Raum.

„Wir haben heute einen Drahtbericht aus Paris bekommen“, sagte der Kommissar, „daß Sie die geraubten Juwelen aus dem Einbruch in der Rue de la Paix über die Grenze bringen. Wo haben Sie ihr Gepäck?“

Sie gab keine Antwort. „Wir raten Ihnen in Ihrem Interesse, uns nicht zu zwingen, Sie zu verhaften. Wo ist Ihr Gepäck?“

Sie begann zu weinen. „Ich finde es empörend, wie man als alleinlebende Dame behandelt wird. Außerdem habe ich kein Gepäck. Oder glauben Sie, daß ich ein Ihrer Meinung nach so wertvolles Objekt allein im Abteil lassen würde?“

„Das werden wir in Kürze wissen“, sagte der Kommissar, „zwei Beamte durchsuchen den Zug. Inzwischen müssen wir Sie bitten, sich von Frau Dupont einer Leibesvisitation unterziehen zu lassen.“ Frau Dupont war verständigt. Die Herren verließen den Raum. Vor der Tür warteten zwei Kriminalbeamte.

„Wir haben den Zug durchsucht, Herr Kommissar“, meldeten sie. „Der angebliche rote Koffer hat sich nirgends gefunden.“

„Sind die Polster der Waggons auch rückwärts untersucht?“

„Jawohl, ist alles geschehen.“

„Dann dürfen wir wohl annehmen, daß die Leibesvisitation etwas zu Tage fördert.“ Die Tür wurde geöffnet.

„Run?“ fragte der Kommissar. Frau Dupont meldete:

„Es hat sich nichts gefunden.“

Dann bleibt uns diesmal nichts anderes übrig, als uns bei der Dame zu entschuldigen.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Am Fenster ihres Abteils erster Klasse lehnte Anette Anet. Sie rauchte eine Zigarette und blies den Rauch spöttisch vor sich hin. Dann betrat sie das Abteil ihrer kurzen Reisebekanntschaft. Der Herr stand höflich auf und bot ihr den Fensterplatz.

"Haben Sie Ihre Angelegenheiten gut geregelt?"
"Danke," lachte sie, "alles ging, wie ich erwartet hatte. Abgesehen — meinen Koffer hat man wohl nicht gefunden?"
"Trotzdem man zweimal hier war und sogar die Postier durchsuchte."

"Fabelhaft. Wo hatten Sie ihn versteckt?"

"Ich hatte ihn nicht versteckt."

"Sondern?"

"Ich habe ihn schon — bevor wir auf der Station einsteigen — aus dem Fenster geworfen."

Die Dame sprang entsetzt auf. "Um Gotteswillen! Die ..."

Der Herr lächelte.

"Die Juwelen sind in Sicherheit. Die habe ich vorher herausgenommen, gnädige Frau, und werde sie nach Paris zurückbringen. Denn schließlich bin ich zu diesem Zweck im Auftrag der benachteiligten Firma in Ihrem Nebenabteil mitgefahren. Und Ihnen selbst, gnädige Frau, wird es bestimmt lieber sein mit leeren Händen nach Paris zurückzukommen, als mit gebundenen."

Eine Liebesgeschichte.

Von Heinz Welten.

Lebte leuchtende Strahlen warf die Abendsonne in zitternden Ringeln auf die Blätter des Haselstrauchs, als die junge Kreuzspinne einen neuen Faden prüfend durch die Kieferntaster zog und ihn an einem kurzen Zweige befestigte. Dann kehrte sie in die Mitte des Netzes zurück.

Still, unbeweglich lauerte sie dort und schielte aus schrägen Seitenaugen prüfend nach den Beinen und dem runden Leib. Ihr neues Gewand kleidete sie nicht übel. Das Kopfbruststück war rotrot geworden, die braunen Bänder, die sich um die dicken Beine schlangen, wickten dezent und apart. Doch am schönsten waren die großen, hellgelben Kreise auf dem Rücken, die zusammen ein Kreuz bildeten.

Da, plötzlich, begann es an der Peripherie des Netzes leise irgendwo zu ziehen und zu zittern. Langsam hob sich der mit der Brust zusammengewachsene Kopf der jungen Spinne. Wer wagte es, sie in ihrer Ruhe zu stören? Doch die kurzschäftigen Augen, die nur wenige Zentimeter weit zu bliden vermögen, entdeckten nichts Auffälliges. Nur einen kurzen, dicken Faden sahen sie dort, von wo das Zittern und Ziehen herkam.

Angestrengt dachte die Kreuzspinne nach und versuchte den Faden zu prüfen. Sie konnte sich nicht daran erinnern, ihn gesponnen zu haben. Er war viel dicker und fester, als die Fäden, die sie sonst spinn. Was sollte sie tun? Noch immer ist Vorlicht der bessere Teil der Tapferkeit. Sie beschloß nicht über den Faden zu gehen, sondern ihn nur zu beobachten und in Ruhe das weitere abzuwarten. Jener Andere konnte ja auch zu ihr kommen.

Und er kam wirklich; er, der die Liebesbräute zum Herrn seiner Ausgewählten gesponnen hatte, war auch tapfer genug, sie zu betreten. Zitternd, hoffend und fürchtend zugleich, stand er auf der Bräute, dunkler Ahnungen voll. Sein erstes Abenteuer, das — vielleicht — auch sein letztes sein würde, liegt vor ihm.

Ob "sie" seine Werbung annehmen, ob sie ihm einen Korb geben würde? Ah, wenn es sich nur darum handelte! Aber für ein Spinnenmännchen ist ein galantes Abenteuer eine weit ernstere Angelegenheit, als für alle anderen "Herren der Schöpfung", die auch die Gewalt nicht verschmähen, wenn die Ausgewählte sich ablehnend verhält. Für ein Spinnenmännchen gilt dieses letzte Hilfsmittel männlicher Tiere nicht, weil es viel kleiner und viel schwächer ist, als das von ihm begehrte Weibchen.

Zugewichen schob sich die junge Kreuzspinne, ihren Plan ändernd, vorsichtig näher. Sie spürte, daß sie hungrig wurde. Aber dem gewichtigen Geschäft der Häutung hatte sie das Fressen völlig vergessen.

Langsam setzte sie sich in Bewegung; ihr Interesse an dem Fremdling, der am anderen Ende des dicken Fadens sich bewegte, wuchs, zumal jener immer näher und näher kam. Nur wenige Zentimeter trennten sie noch von einander.

Doch jetzt begann etwas Seltsames, etwas Wunderliches, das die junge Kreuzspinne niemals vergessen würde. Der fremde Gast begann zu tanzen. Er schaukelte auf seinem dicken Faden hin und her. Dann hob er ein Beinpaar, setzte es hin, hob ein anderes. Er spreizte die Beine, zog sie wieder zusammen und plötzlich hob er den Hinterleib steil in die Höhe, sodaß sein ganzer Körper nur mehr auf dem Kopf stand. Dann schnellte er zurück und begann das Spiel von neuem. Das Spinnenmännchen tanzte; im Tanz warb es um die Gunst seiner Ausgewählten.

Keinen Blick wandte die junge Spinne von ihm. Wie gebannt saß sie; etwas Geheimnisvolles zog sie zu dem Fremdling hin, der Art von ihrer Art war. Blühschnell ward ihr die Erkenntnis, daß die Beziehungen zweier Wesen auch andere sein können, als die zwischen dem Jäger und seiner Beute.

Langsam kam sie dem kleinen Tänzer entgegen. Jetzt war sie ihm so nahe, daß sie ihn leicht hätte paden können. Doch alle Angriffslust war verschwunden. Abwartend stand sie und staunte. Auch das Männchen hatte alle Angst verloren. Mit einem lächeln sah es sich dem Weibchen entgegen, es im Sprunge umklammernd.

Doch schon im nächsten Augenblick warf es sich zur Seite, wandte sich und eilte, so schnell es vermochte, auf seinen dicken Faden zurück. Denn plötzlich stand der Tod hinter ihm und nur über die schwankende Bräute führte der Weg ins Leben.

Auch im Weibchen waren alle Liebesgefühle geschwunden und der Hunger meldete sich aufs neue. Schon war es hinter dem Männchen her, das so schnell als möglich das Ende des Fadens zu erreichen trachtete, um von ihm aus auf den Zweig und auf die Erde zu gelangen.

Schon war es am Ende der Bräute, die vorderen Beinpaare fähten den rettenden Zweig. Jetzt folgten die hinteren Beinpaare und jetzt fuhren die scharfen Klauen der Geliebten ihm zwischen Kopf- und Bruststück.

Nur ein kurzes Aufzucken, ein schwaches Erzittern der Beine. Dann war alles vorüber. Gemächlich machte die Jägerin sich über ihre Beute her, zerlaute sie und schlürfte den mit Speichel durchsehten Brei in sich hinein.

Dann kehrte sie gesättigt in ihr Netz zurück und wartete geduldig ab, bis ihrem Leibe kleine gelbe Eierchen entquollen. Erinnerungen an eine kurze, schöne Zeit, in der sie einmal ein kleines Spinnenmännchen gern, sehr gern, zum Fressen gehabt hatte.

Der böje Blick.

Von Hans Natouel.

Ein Herr mit weißen Gamaschen geht an der Haltestelle der Straßenbahn auf und ab. Ein einfacher Mann mit gestäubtem, grauem Schnurrbart und einem Abzeichen im Knopfloch wartet gleichfalls auf die Bahn.

Der einfache Mann hat altersrissiges, müdegefahrenes Schuhwerk; die Schuhe des feinen Herrn blitzen unter den Gamaschen. Der einfache starrt mit einem bösen Blick auf die Füße des andern; harinässig, andauernd, unverfesselt mit Augen, die sich vor Feindschaft ganz eng zusammenziehen. Und die Straßenbahn kommt nicht.

Der Herr tut, als sähe er den feindseligen Blick nicht. Aber er wünscht, die Straßenbahn käme endlich. Gleich wird der Unverschämte einen Streit vom Zaune brechen. Der Herr mit den weißen Gamaschen hat vor dem drohenden Blick ein wenig Angst. Ein Berhecker, ein in Armut abgerutschter Kleinbürger, der sich durch ein postillische Antempelung Luft machen wird. Und die Straßenbahn kommt nicht.

Schon möchte der Herr mit den weißen Gamaschen den Mann mit dem frechen herausfordernden Blick stellen. Die Situation ist zum Reißen gespannt. Da —

Da beginnt der alte Mann zu sprechen; ganz schüchtern sagt er: "Entschuldigen Sie, aber das steht nämlich schief aus, wenn das Schuhband hinter der Gamasche herkschlüpft und wenn jemand darauftritt, reißt es Ihnen gleich ein paar Knöpfe ab. ... Auch können Sie darüber stolpern. Und er erläutert das weitere ausführlich und bedacht die möglichen Folgen eines aufgegangenen Schuhbandes. "Ich sah's schon eine ganze Weile mit an und hab mir überlegt, ob ich es sagen soll. ... " Und dann fügte er noch nachdenklich hinzu: "Ich brauche es Ihnen ja eigentlich nicht zu sagen; mancher hätte Sie gar nicht darauf aufmerksam gemacht. Aber ich dachte bei mir: Mußt's ihm doch sagen. Und untermittelt: "So ein alter Feldwebel wie ich ist nämlich alles." Und er legt den Finger auf den verwitterten Hut. Es ist von einer rührenden Selbstverständlichkeit, er bei diesem Anlaß den alten Feldwebel an den Mann bringt.

Wenn der Herr vorhin nun losgepölkert wäre: "Ich hab' Sie denn auf meine Schuhe zu starren, — paßt Ihnen etwas nicht?" Und der andere hätte gesagt: "Sag mir Ihr Schuhband! guck nämlich ellenlang raus!" — was Blamage!

Was war das nun mit dem bösen, feindseligen Blick? Die Angst hat das Feindselige erst in den andern hineingelegt. Ist das nicht häufig so, denkt der Herr mit den weißen Gamaschen, daß die Feindschaft ein Mißverständnis und ein Wahn ist?

Der Herr dankt ein wenig verlegen. "Das ist sehr von Ihnen. ... " Und richtet sein Schuhband. Die Straßenbahn kommt. Und nun im Wagen sitzen sie voneinander getrennt, als führen sie zweiter und dritter Klasse. ...